

Beobachtungen in Nordamerika

Die kalifornische Staatsuniversität in Berkeley bei San Francisco hat in ihrem eindrucksvollen Bibliotheksgebäude einen Erholungslesesaal von ausgesuchter Schönheit. Es ist eine Stiftung, wie sie vielleicht nur in Amerika vorkommt und sicher in Amerika sehr am Plage ist. Man vergißt den trockenen akademischen Betrieb. Man könnte sich im Marmorsaal eines europäischen Schlosses aus der Barockzeit wähnen. Die vielen weißen Wandpfeiler zwischen der bunten Pracht der Buchrücken, die schweren weißen Kassetten der Decke, die großen und kleinen Teppiche, die auf hellen Fliesen unter dunkeln Möbeln liegen, unter geschnitzten Tischen und tiefen, weichen Armsesseln oder vor einem einsamen Sofa — alles ist so reich und selbstverständlich, so wohlgefüllt und weiträumig wie bei einem ganz großen Herrn auf dem Lande. Und all die kostbar gebundenen Bücher sind Erholungsbücher jeder Art, Tagesbellettristik ausgenommen, in gleicher Weise für Professoren wie Studenten bestimmt. Denn weder Professoren noch Studenten dürfen zu Sklaven der Arbeit werden, wenn der Geist für die Helligkeit und Seligkeit hoher Gedanken empfangbereit bleiben soll. In Amerika aber hegt die Professoren das verhältnismäßig ärmliche Gehalt, die meisten Studenten das Bangen um einen guten Platz im Erwerbsleben einen Tag wie den andern in das allzu landesübliche Höchstleistungsfieber hinein. Nicht wenigen Studenten erschwert auch der Sport das Verständnis für die Freuden des Denkens. Allen diesen Leuten ist nun der Erholungslesesaal eine täglich lockende Versuchung zu geistigen Genüssen. Er ist nicht so groß, daß viele unter den mehr als dreißigtausend Studierenden zu lange hier sitzen könnten. Schließlich bleibt auch dem Dickfelligsten nichts übrig, als nach angemessener Zeit einem andern Erholungsbedürftigen Platz zu machen. Jeder nimmt sich selber das Buch, das ihm gefällt, und stellt es selber wieder zurück. Scheint ihm aber die Wahl aus Tausenden zu mühsam, so fragt er die freundliche Bibliothekarin, die ohne den Anschein drückender Arbeit an einem blumengeschmückten Tische sitzt. Keine Überkleider und keine Schreibsachen dürfen in den Raum gebracht werden, und niemand soll sich auch nur die kleinste Notiz machen. Denn hier ist stilles Erleben innerlich geschauter Schönheit, zufriedenes Vergessen aller Daseinsnot im kurzen Genuß wenigstens eines einzigen behaglichen Plazes inmitten der Pracht dieses Saales, um den die Baumwipfel des welligen Riesenparkes rauschen, und in den zuweilen melancholisch das Glockenspiel des Universitätssturmes klingt.

* * *

Zu den entschiedensten Anhängern des staatlichen Alkoholverbotes gehören die Weinbergbesitzer in Kalifornien. Denn seit dem Erlaß dieses arg verschrienen Gesetzes hat sich der Verbrauch an Trauben vervielfacht. Überall im Lande verlangt man nach ihnen, nicht um sie zu essen, sondern um sie heimlich zu keltern. Während des Kampfes zwischen Hoover und Smith um den Präsidentenstuhl wurde natürlich noch eifriger als sonst über Segen und Fluch des Alkoholgesetzes gesprochen und geschrieben. Auf der einen Seite einer Zeitung konnte man lesen, das Gesetz habe die Arbeitsleistung der amerika-

nischen Industrie und die Spartasseneinlagen der Arbeiter auf eine nie gekannte Höhe gehoben, und auf der andern Seite standen die sehr beredten Zahlen der polizeilich festgestellten Fälle von Trunkenheit. Sie gehen in großen Städten jährlich in die Tausende, und sie wachsen unaufhörlich. Auch wo man gar nicht versucht ist, an Trunksucht zu denken, bemerkt man durchweg völlige Mißachtung des Gesetzes. Die gewissenhaftesten Leute gönnen sich ihr Gläschen oder ihr Gläschchen, fromme Priester, ehrenwerte Staatsbeamte und Damen aus guten Häusern nicht ausgenommen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die männliche und weibliche Jugend höherer Schulen das entzückend verbotene Naß in verborgener Tasche bei sich trägt.

* *

In dem paradiesischen Palmental von Santa Clara in Kalifornien, zwischen den Bergen und dem Stillen Ozean, lebte viele Jahre P. Ricard, ein Jesuit französischer Abstammung, in einem Gartenwinkel seines Kollegs. Da beobachtete er mit langsam vervollkommeneten Instrumenten Wind und Wolken und besonders die Sonnenflecken, und zur Erholung arbeitete er an Weinreben und Blumen. Die Schiffer der Küste und die Pflanze des glückseligen Landes vertrauten allmählich unbedingt der Wetterkunde des Paters. Jetzt ist er ein erstaunlich rüstiger Greis von 78 Jahren, und der Ruhm seiner Gelehrsamkeit wird von Ozean zu Ozean verkündet — was in Amerika nicht gar so selten ist. Aber ziemlich selten wird man irgendwo auf der Welt einen Astronomen finden, dem zu seinen Lebzeiten als persönliches Ehrendenkmal eine dreikuppelige Sternwarte gestiftet worden ist. Die amerikanischen Kolumbusritter haben das für P. Ricard getan. Der im Außern eben fertige Bau erhebt sich aus dem Grün desselben Gartenwinkels, der so lange die bescheidene Arbeitsstätte des Paters gewesen ist. In der größten Kuppel zeigte mir P. Ricard die Vorbereitungen zur Aufstellung eines Reflektors von sechzig Zoll Durchmesser.

Die Kolumbusritter sind bekanntlich katholisch. Mit welcher Freigebigkeit unter Umständen auch Nichtkatholiken bereit sind, eine Jesuitenschule zu unterstützen, sah ich in der fabelhaft schnell emporgewachsenen Millionenstadt Los Angeles. P. Sullivan, der hochangesehene Rektor des erst vor kurzem erbauten Loyolakollegs, hat in seinem großen Amtszimmer Tische und Wände voll von den Plänen einer Universität. Die durchaus nicht katholischen Kapitalisten einer Terraingesellschaft haben auf einer Stadt und Land weithin beherrschenden Hochebene ein Grundstück im Werte von einer Million Dollar geschenkt. Sobald von der städtischen Verwaltung die soeben begonnenen Leitungen für Wasser und Elektrizität gelegt sind, wird mit dem Bau begonnen. Die Unterrichtsräume sind auf fünftausend Studenten berechnet, das Stadion auf hunderttausend Sitzplätze, und in der Mitte der gesamten Anlage wird eine mächtige Kuppelkirche stehen. Für all das sind fünf Millionen Dollar erforderlich. P. Sullivan sagte mir, das Geld sei ihm von nichtkatholischen Freunden zugesichert worden, die auf diese Weise etwas zur Hebung ihrer Vaterstadt beizutragen möchten.

* *

In Arizona und Neu-Mexiko gibt es freudenarme Strecken, wo auf eingleisiger Bahn die schweren Schlafwagenzüge stundenlang durch baumlose Kaktussteppen fahren. Hier und da suchen braune Kinder sich auf dem sonnenverbrannten Boden ihr Futter, aber soweit man nach allen Seiten über die Ebene bis zu den kahlen Bergen am Horizonte blicken mag, sehr selten steht man ein Haus oder auch nur einen Stall. Und in dieser Wildnis steht als Ortsbezeichnung alle paar Meilen einsam zwischen Bahn und Landstraße, ohne jede Spur einer beginnenden Siedelung, ein kleines weißes Schild mit irgend einem berühmten Namen aus alten Kulturländern. Da sind Tunis und die Mongolei, da liest man Lissabon, Parma und Wilna. Zittert Heimweh, zittert Hoffnung in diesen Namen? Sollen sie Sehnsucht nach dem Einzug der Kultur in die Steppe wecken? Sie sind ein Stück von dem leuchtenden Schleier der Phantasie, den der Amerikaner so gern über die alltäglichsten Dinge wirft. Deshalb macht es ihm ja auch Freude, daß der Eisenbahnzug, in dem er fährt, der Argonaut, der Apache, die Lerche, die Maiblume heißt, und daß jeder Pullmantwagen des Zuges nicht bloß eine Nummer, sondern zugleich einen wunderbar klingenden Namen, wie Marengo oder Montoya oder Valley Park, trägt.

* * *

Harvard und Yale, bekanntlich zwei der ältesten und angesehensten Universitäten des Landes, finden es nicht unakademisch, die amerikanische Legende, die in der Beteiligung am Weltkrieg einen idealen Kampf für die Freiheit sieht, durch Denkmäler so gut wie möglich gegen eine mehr kritische Beurteilung zu schützen. Harvard hat in der Eingangshalle seiner Bibliothek einstweilen bloß auf Papier ein Verzeichnis der gefallenen Studenten. Die Überschrift heißt: Honor Roll of Harvard Men who laid down their Lives for Liberty and Democracy in the European War. Manus haec inimica tyrannis¹. In Yale sah ich die letzten Arbeiten an einem Prunkdenkmal, dessen Hauptbau eine korinthische Säulenhalle ist. Auf dem Architrav stehen weithin sichtbar die Namen: Cambrai, Argonne, Château-Thierry, Ypres, St. Mihiel, Marne. Ein Stein vor der Mitte der Halle trägt die Inschrift: In Memory of the Men of Yale who, true to Her Traditions, gave their Lives, that Freedom might not perish from the Earth. 1914 Anno Domini 1918². Natürlich konnten sich die amerikanischen Studenten gegen den sie umbrausenden Freiheitsstaumel der Kriegsjahre nicht leicht verschließen. Aber wäre der geschichtlichen Wahrheit, der Ehre der Gefallenen und der Verständigung der Lebenden nicht besser gedient, wenn man in den Inschriften bloß von opfermutiger Pflichterfüllung läse? Allerdings ist diese Art der Kriegslegendenverewigung nicht ausschließlich amerikanisch, wie es leider auch ein allgemein menschlicher Zug ist, daß die Verfasser der Inschriften ihr eigenes Volk trotz der drückenden Gewaltherrschaft der wirtschaftlichen und finanziellen Trusts für wahrhaft frei zu halten scheinen. In Newyork sagt man oft genug, die Riesenstatue der Freiheit vor der Hafen-

¹ Ehrenliste der Studenten von Harvard, die im europäischen Kriege für Freiheit und Demokratie ihr Leben darbrachten. Diese Hand ist feind den Tyrannen.

² Zum Andenken an die Studenten von Yale, die, treu den Überlieferungen ihrer Universität, ihr Leben hingaben, damit die Freiheit nicht von der Erde verschwindet. 1914 bis 1918 nach Christus.

einfaßrt rufe den Ankommenden entgegen: Hier hört die Freiheit auf! Um so mehr verdient die echt akademische Sachlichkeit hervorgehoben zu werden, mit der sich Harvard, wo die germanistischen Studien besonders blühen, während des Krieges der Unterbrechung deutscher Vorlesungen und der Internierung deutscher Professoren erfolgreich widersezt hat.

* * *

In den niedrigen Ostflügel des Weißen Hauses in Washington strömt ungehindert die schaulustige Menge Einheimischer und Fremder. Sie wollen die Empfangsräume des Präsidenten sehen, und sie sehen nichts Ubertwältigendes. Von den Wänden eines gedrückten, unfreundlichen Ganges blicken die in Öl gemalten Präsidentinnen herab, die schönsten nicht im größten Format. Die Säle überraschen weder durch Größe noch durch Stil oder Pracht, aber auch nicht durch gesuchte Einfachheit. Ein wohlhabender Demokrat kann sich hier ohne weiteres zu Hause fühlen. Tatsächlich haben die Amerikaner für das Weiße Haus, dessen Grundstein schon Washington als erster Präsident gelegt hat, ein unwillkürliches Heimgefühl wie für einen längst vertrauten Familienbesitz. Die Entfernung zwischen dem Staatsoberhaupt und den Bürgern verringert sich noch, wenn man im Kapitol sieht, wie die Besuchergruppen im Amtszimmer des Präsidenten freundlich eingeladen werden, sich einen Augenblick auf seinen Stuhl zu setzen. Besonders drängen sich zu diesem beglückenden Erlebnis ganz junge Mädchen und nicht mehr junge Frauen. Ich kam von Japan und wußte, daß die Schlösser des Kaisers in Tokio sich nur den ausdrücklich eingeladenen Gästen öffnen. Ich war oft Zeuge gewesen, wie Männer und Frauen und Scharen von Schulkindern sich von weitem ehrfürchtig vor dem in schweigenden Gärten verborgenen Palastbau verneigten. Trotz dieser grellen Gegensätze habe ich aber durchaus nicht den Eindruck, daß die Leute, auf die es ankommt, in Amerika weniger treu zu ihrem Präsidenten stehen als in Japan zu ihrem Kaiser. Und sicher bedeutet der Wille des volksnahen Präsidenten mehr für die Entscheidung ernster Fragen des Staatslebens als der Wille des volksfernen Kaisers. Ubrigens sind auch in Japan schon viele Mauern gefallen, die einst zwischen Kaiser und Volk standen. Überall in der Welt begreifen immer mehr Menschen, daß es würdiger ist, die Achtung vor der Autorität auf die schlichte Erkenntnis ihrer Notwendigkeit als auf Unnahbarkeit und unterwürfige Scheu zu gründen. Selbstverständlich kann diese Seelenhaltung nur da zum vollen Segen reichen, wo unablässig um Läuterung und Festigung des Charakters gerungen wird.

* * *

Im Sommer 1928 sprachen die Kulturbeflissenen viel vom Staate Arkansas. Da sollte nämlich einige Monate später ein Volksentscheid über die Frage herbeigeführt werden, ob die Abstammung des Menschen vom Affen in den Schulen gelehrt werden dürfe oder nicht. Die Mehrheit der Stimmberechtigten schien einstweilen der Meinung zu sein, man müsse mit einer wissenschaftlich noch so schwankenden Lehre die Kinder um so mehr verschonen, als mit dieser Anschauung auf religiösem und sittlichem Gebiete offenbar bedenklicher Mißbrauch getrieben werden könne. Aber der „Amerikanische Verein

zur Förderung des Atheismus“ (American Association for the Advancement of Atheism) glaubte seine „wissenschaftliche“ Weltanschauung dadurch bekunden zu sollen, daß er unter der Überschrift „Rettet Arkansas!“ öffentlich zur Sammlung von 10 000 Dollar aufforderte. Mit diesem Gelde sollten die von seinem Präsidenten verfaßten Flugschriften „Gottlose Entwicklung“ und „Die Bibel in der Wagschale“ durch Radio in ganz Arkansas verbreitet werden. Beide Schriften, „jede 8000 Worte stark“, seien wirklich „atheistische Meisterstücke“, ja „die wirksamsten Flugschriften, mit denen jemals die Religion bekämpft worden“ sei. Nur auf diese Weise könne Arkansas vor „geistiger Finsternis“ gerettet werden, „vor dem Unglück, dem Tennessee und Mississippi verfallen“ seien. — So optimistisch beurteilen die Schlagkraft einer Broschüre in Amerika recht wenige, aber doch zu viele.

* * *

Von einem deutsch-amerikanischen Professor, den ich als verständigen Beobachter kenne, wurde mir gesagt, die Meinung anständiger Durchschnittsamerikaner über die deutsche Republik komme ziemlich genau in einem Artikel zum Ausdruck, den „Chicago Daily Tribune“ am 15. August 1928 an der Spitze der sog. Redaktionsseite veröffentlichte. Das ist auch aus dem Grunde sehr wahrscheinlich, weil diese größte Tageszeitung der Welt gemäß den amerikanischen Gepflogenheiten nicht leicht in solcher Weise für etwas eintreten würde, was dem allgemeinen Empfinden zuwiderliefe. In dem Artikel heißt es, die Gründung der deutschen Republik sei für die Modernisierung und Beruhigung Europas von hoher Bedeutung gewesen. Die Krisen, die anfangs ihren Bestand bedroht hätten, seien durch den gesunden Sinn der großen Mehrheit des deutschen Volkes überwunden worden. Dabei müsse neben der Unbeliebtheit der Hohenzollern das Ansehen Hindenburgs wesentlich in Rechnung gestellt werden. „Als der große deutsche Kriegsheld“, sagt das Blatt wörtlich, „auf die Seite der Republik trat, rettete er ihr das Leben. Dieser Fels des alten Deutschlands wurde das Gibraltar des neuen, der Washington des jungen Freistaates. . . . Unter dem harten Druck der Probleme und Gefahren schaute das deutsche Volk zu Hindenburgs Ehrlichkeit, Treue, Tapferkeit und hehrer Opferwilligkeit auf, wie die Amerikaner auf dieselben edeln Eigenschaften Washingtons vertrauten, und wir können hinzufügen, daß Hindenburg so gut wie Washington der Welt gehört. Solche Männer geben durch ihren Dienst am Vaterlande der ganzen Menschheit ein begeisterndes Beispiel“. Gewiß hätten die Deutschen der früheren Zeit eine romantische Freude am Glanz der Monarchie gehabt, und das sei noch keine tadelnswerte Schwäche, aber kein Volk der Welt besitze bessere Eigenschaften „für eine republikanische Organisation, für die richtige Anwendung republikanischer Grundsätze und für die Nugbarmachung republikanischer Einrichtungen“. Daher habe die deutsche Republik alle Aussicht auf eine glückliche Zukunft, die dem deutschen Volke und der gesamten Kulturmenschheit reichen Gewinn bringen werde.

* * *

Betrübend wenig ehren die Führer der Yankeeekultur das Andenken an die rote Rasse, der doch einst alles Land zwischen den beiden Ozeanen gehörte.

Theoretisch weiß man ja, daß nicht bloß die alten Hochkulturen von Mexiko bis Peru Aufmerksamkeit verdienen, sondern daß es kulturlose Indianer überhaupt nicht gegeben hat. Praktisch aber scheint es fast, als ob man die Freude am heutigen Besitze so wenig wie möglich durch die Erinnerung an die erste Erwerbung stören möchte. Die indianische Abteilung des großartigen naturgeschichtlichen Museums in Newyork stellt besonders die Seiten des Indianerlebens dar, die von der abenteuerhungrigen Schuljugend geschätzt werden. Nach einem Katalog, wie er für ernsthaftes Studium erforderlich und für andere Abteilungen des Museums auch vorhanden ist, erkundigte ich mich vergebens. Zuweilen findet man wohl im Park einer Stadt ein indianisches Phantasiedenkmal. Man fragt sich dann still, was aus den wirklichen Indianern geworden sein mag, die vor nicht langer Zeit hier jagten, und man kann der neuen Pracht nicht recht froh werden.

Geradezu qualvoll aber wirken zwei Darstellungen in Washington. In einem Treppenhause des Kapitols zeigt ein Prunkgemälde eine Kolonistschar, die farbenbunt und eroberungstrogig, die Frauen und Kinder auf Ochsenwagen, die Männer mit Gewehren voraus und zur Seite, durch das Felsengebirge zieht. Darüber stehen die Worte: Nach Westen nimmt der Stern der Herrschaft seinen Weg. Und genau diesem Gemälde gegenüber ist die schlichte Büste eines Chippewahäuptlings aufgestellt, der mit ernstem Auge und schmerzlich verzogenem Munde den unaufhaltsamen Siegeszug der Eindringlinge betrachtet. Eine machtvoll stumme Anklage, die sich noch stärker in dem klassisch ruhigen Bau des Panamerican Union wiederholt. Die Ästhetik dieses Hauses aller amerikanischen Republiken ist eine Huldigung an den lateinischen Süden und teilweise an die Kultur der Azteken und der Inkas. Aber diese billige Freundlichkeit dient schließlich ebenso wie die gesamte Vermittlertätigkeit, die von hier ausgeht, der wirtschaftlichen Unterwerfung des ganzen Erdteils unter die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hinter dem marmornen Hause leuchtet in einem entzückenden Garten ein längliches Wasserbecken, auf dessen Spiegel Blumen schwimmen. Da sitzt, aus Stein gebildet, feierlich bemalt, der aztekische Blumengott Xochipilli. Wie eine Verkörperung der indianischen Rasse scheint er da zu sitzen, das traurige Antlitz gegen Süden erhoben, wo das feindliche Haus der weißen Überwinder steht, wo aber auch die Sonne leuchtet und die Sterne scheinen. Und man denkt an Schillers Wort von den ewigen Rechten, die droben hangen unveräußerlich.

* * *

In Amerika hängt die Achtung vor dem katholischen Priester nicht von der Länge seines Rockes ab. Er mag ruhig in kurzer Jacke gehen, auch wenn er Bischof oder Kardinal ist. Trägt er einen schwarzen Anzug und einen weißen Priesterkragen, so wird er von jedermann mit Father angeredet. In Geschäften und Ämtern begegnet man ihm mit mehr Zuborkommenheit als in jedem andern religiös gemischten Lande. Ich kenne Fälle aus verschiedenen Städten, wo ein Polizeibeamter für einen Priester, der eine sehr belebte Straße überqueren wollte, den gesamten Wagenverkehr aufhielt. Die Eisenbahngesellschaften außerhalb der kleinen Neuenglandstaaten gewähren dem Geistlichen westlich von Chicago um ein Drittel, östlich von Chicago um die Hälfte billigere Fahrpreise.

Recht oft besitzt er ein Automobil, was ja in Amerika längst nicht mehr als Luxus gilt, und er fährt es meist selber, auch wenn er in Kalifornien die braune Franziskanerkutte trägt. Besitzt er aber kein Automobil oder hat er es gerade nicht zur Verfügung, so findet er ohne Schwierigkeit jemand, der ihn oder seinen priesterlichen Gast um Gotteslohn fährt und noch froh und stolz ist, das tun zu können. Wenn er Geld für wohlthätige Zwecke braucht, wird es oft gerade von kleinen Leuten mit einer Freigebigkeit gespendet, die man doppelt bewundern muß, wenn man aus der Nähe gesehen hat, wie riesenhaft die Flut der aus allen Teilen der Welt nach Amerika gerichteten Hilferufe angeschwollen ist. Das Geld wird nicht selten auf Wegen beschafft, an die man anderswo kaum denkt. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine Jungfrauenkongregation ihre Mitglieder durch öffentlichen Anschlag zu einem Kartenabend einlädt, an dem um entsprechend hohe Summen zum Besten einer katholischen Kirche oder Schule gespielt werden soll. Die Bewahrung der Achtung vor dem Priester beruht nicht zuletzt gerade darauf, daß ein bedeutender Teil der katholischen Jugend vom Beginn der Elementarschule bis zum Ende der Universitätsstudien an katholischen Anstalten herangebildet wird, wo zudem auf den höheren Stufen auch zahlreiche Nichtkatholiken lernend oder lehrend mit katholischen Priestern in Verbindung stehen. Und noch eins bringt den zugleich gefühlvollen und praktischen Amerikaner seinem Priester nahe und führt an Sonntagen fast ebensoviel Männer wie Frauen in die Kirchen, die manchmal die Menge kaum zu fassen vermögen: das Bewußtsein, daß alles von der Gemeinde selber unterhalten und sparsam, aber ohne Verzicht auf landesübliche Bequemlichkeit verwaltet wird, gibt jedem das Gefühl, daß er zusammen mit dem Father einen heiligen Familienbesitz zu wahren und zu mehren hat. Der Amerikaner liebt lichtstrahlende und behaglich warme Kirchen; aber wenn er kann, richtet er sich für den Werktag eine niedrige und daher leicht zu heizende Unterkirche ein und benützt die hohe Oberkirche nur am Sonntag. Lebhafteste Zustimmung findet ein weltberühmter amerikanischer Kardinal, dem schöne Kirchen bei weitem nicht so wichtig sind wie katholische Krankenhäuser und katholische Schulen. Damit ist nicht gesagt, daß die Wichtigkeit einer katholischen Presse in Amerika verkannt würde. Aber alle Versuche zur Gründung einer katholischen Tageszeitung in englischer Sprache sind bis jetzt besonders daran gescheitert, daß der amerikanische Leser die Zeitung überhaupt wenig auf ihre Gesinnung prüft, sie vielmehr fast ausschließlich nach Neuigkeiten aller Art durchsucht und daher auch vom Katholiken die Kenntnis der allgemein gelesenen Blätter erwartet.

* *

Wer sich von der Weltherrschaft des amerikanischen Kinofilms überzeugen will, muß im Mittelpunkt des brausenden Straßenverkehrs von Newyork, am Times Square, das Lichtspieltheater Paramount besuchen. Nicht so sehr wegen der Darstellungen — die werden anderswo mindestens ebenso vollkommen geboten —, sondern wegen der „Völkerhalle“ (Hall of Nations). Die Paramountgesellschaft hat die Macht gehabt, die Regierungen von siebenunddreißig Ländern zu veranlassen, ihr durch beglaubigte Vertreter irgend einen geschichtlich denkwürdigen Stein zu überreichen. Seit 1925 sind nun

diese Steine, jeder unter den Farben seines Ursprungslandes, schmuck in die Mauer der Eingangshalle gefaßt, und eine Inschrift verkündet: „Sie stehen hier in einem neuen Weltrom voll Romantik als Denkmäler der großen Baumeister, Werkleute und Völker einer entschwundenen Zeit.“ Da sind tatsächlich Steine aus den ehrwürdigsten Bauten: aus dem Dom von Reims, aus der Londoner Paulskirche, aus dem Königlichen Schlosse in Berlin, aus dem Hause des Völkerbundes in Genf, aus dem Hamletschlosse Kronborg in Dänemark, aus dem buddhistischen Tempel von Borobudur in Java, aus einem Kaiserschloß in Tokio, aus Amerika, Australien und Afrika.

Was am Gestade des Atlantischen Ozeans so überwältigend auf den Weltmarkt tritt, wird bekanntlich am Stillen Ozean gemacht. In Hollywood und Beverly Hill, zwei mit Los Angeles rasch zusammenwachsenden Städten, entstehen vielleicht vier Fünftel aller Spielfilme der Erde. Der eigentliche Grund für diese Auserwählung ist das sonnige Klima. Im Jahre gibt es kaum sechzig Regentage, und ihr Eintreffen ist so regelmäßig, daß sich verlustlos berechnen läßt, wann die erforderlichen Bauten fertig und die Spieler zur Stelle sein müssen. Zugleich wirken kaum irgendwo Meer und Gebirge, die Reize einer halbtropischen Landschaft und einer hochmodernen Großstadt so günstig zusammen, um reich gewordene Filmsterne an ihre Prachtvillen zu fesseln und gesund und spielfreudig zu erhalten.

Eine katholische Filmdichterin fuhr mich in ihrem Automobil zu einem der berühmten Ateliers. Die Weltfirmen von Hollywood machen ihre Aufnahmen längst nicht so oft, wie Laien denken, auf den wirklichen Schauplätzen der Handlung. Das wäre meistens unnötig teuer und ein künstlerischer Nachteil, weil Zufälligkeiten die einheitliche Wirkung des Filmbildes stören würden. Daher hat Hollywood, allerdings in größeren Verhältnissen, Ateliers derselben Art, wie man sie anderswo sieht. Auf einem umzäunten Grundstück stehen einige echte Betriebsgebäude und sehr viele Nachbildungen in verschiedenen Größen und Stilen: eine Steppenlandschaft, die Front eines Wolkenkrägers, eine Straße in einem rheinischen Winzerdorf, ein arabischer Palast, sogar eine ganze Hafenstadt, die fern am Horizont vor einer Bucht zu liegen scheint. Wenn Schauplätze in wechselndem Lichte gezeigt werden sollen, baut man sie in einer riesigen Halle auf, unter deren Dach Duzende von Scheinwerferbrücken den ganzen Raum durchlaufen.

Das fröhliche Filmbolk von Hollywood ist in Zukunft Sorgen. Die Erfindung des Tonfilms kann für sehr viele zu einer Katastrophe werden. Bis jetzt hat man freilich sogar in Amerika in verhältnismäßig wenigen Filmtheatern die noch sehr teuern Einrichtungen, die für eine gute Darbietung von Tonfilmen erforderlich sind. Aber das wird sich bald ändern, weil das Publikum schon lange der stummen Filme überdrüssig ist. Dann fällt zunächst der Marktwert der Filme, denn das stumme Bild war international, das sprechende Bild ist es nicht. Ferner werden die meisten Filmdichter die Feder niederlegen müssen, denn gerade den besten liegt das Sprechdrama ebensowenig, wie es z. B. Maeterlinck trotz seiner Bühnenerfolge gelang, einen brauchbaren Text für einen stummen Film zu liefern. Meine Führerin hat in Hollywood ungewöhnliches Glück gehabt. Schon im ersten Jahre verdiente sie 29 000 Dollar. Jährlich schrieb sie ein halbes Duzend Filmdramen

oder noch mehr. Sie wurde von einer amerikanischen Staatsuniversität mit Vorlesungen über Filmdichtung betraut. Sie ist also wohl zu einem Urteil über ihre Kunst befähigt, und mit größter Eindringlichkeit betonte sie immer wieder die wesentliche Verschiedenheit der Begabungen für die Filmbühne und für die Sprechbühne. Natürlich werden sehr schnell die Ansprüche des Publikums an die Sprechkunst der Filmschauspieler wachsen, und dann werden sogar von den berühmtesten Filmsternen nicht wenige ihren Weltruhm, der auf ganz andern Eigenschaften beruht, bald verlieren.

Heute bleibt übrigens in Amerika die Anziehungskraft aller Filme weit hinter den Erwartungen der Kapitalisten zurück. Man hat Zahlen veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß bei den täglich vier- bis siebenmal wiederholten Aufführungen der großen Filmtheater durchschnittlich die Hälfte der Plätze leer bleibt. Sogar in Hollywood und Newyork müssen Lusttheater, die nur technisch hochwertige Tonfilme vorführen, das Publikum durch Dinge anlocken, die mit Filmkunst gar nichts zu tun haben. Bekanntlich ist es in europäischen Hauptstädten, wo allerdings der stumme Film noch mehr vorherrscht als in Amerika, um nichts besser. Filmvorführungen machen nur eine Hälfte des Programms aus. Die andere Hälfte beginnt mit einer Ouvertüre, bei der das volle Orchester magisch beleuchtet, aus dem Dunkel auftaucht, und die schweren Falten des Bühnenvorhangs von unten bis oben in immer wechselnden farbigen Flammen zu brennen scheinen. Dann öffnet er sich, und unter ewig neuem Lichterspiel zeigen sich Tänzer und Tänzerinnen, einzeln und in Chören, gewiß oft von bewundernswerter Durchbildung, aber im ganzen doch eher eine bedenkliche Lockung für die Sinnlichkeit der Zuschauermasse als reine Verwirklichung des hohen Tanzideals, letzte Weltharmonie durch rhythmisch bewegte Körperschönheit auszudrücken. Es ist auf jeden Fall ein Beweis für die stark gesunkene Zugkraft der Filme, daß sie gerade in den bedeutendsten Filmtheatern durch Darbietungen überwuchert werden, die man eher in einem Varieté oder in einem Operettentheater erwartet. In der Tageszeitung „Boston Post“ schrieb am 27. August 1928 ein sehr sachverständiger Verteidiger des Tonfilms: „Er wird eine Industrie retten, die gerade jetzt Zeichen von Altersschwäche verrät.“ Diese Behauptung ist ebenso wie der manchmal gehörte Widerspruch gegen die ästhetische Berechtigung des Tonfilms auf den Zusammenhang mit dem Filmkapital zu prüfen.

Ernste Beobachter des Lebens in Hollywood haben mir zwar ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß die Beschäftigung in der Filmindustrie so oft zu einer Gefahr für Sitte und Religion wird. Zugleich aber haben sie mir versichert, man dürfe das wirkliche Leben nicht nach den Übertreibungen der Filmzeitschriften beurteilen. Von den Mädchen, die auf der Bühne mit einer für wenig welterfahrene Leute sinnverwirrenden Kühnheit auftreten, gehen einige jede Woche zum Religionsunterricht, um sich zum Eintritt in die katholische Kirche vorzubereiten. Die katholischen Mitglieder der Filmunternehmungen in Hollywood und Beverly Hill haben sich zu einer katholischen Filmgilde zusammengeschlossen. Sie veranstalten jedes Jahr Exerzitien. Sie haben ihre eigenen Gottesdienste in einer neuen Kirche, die deshalb vom Volke die Filmkirche genannt wird. Die schöne Innenausstattung ist fast ganz von Künstlerinnen und Künstlern der Lichtbühne gestiftet.

Jakob Overmans S. J.